

Bauen und Architektur

**Vortrag gehalten anlässlich der Verleihung der Geramb-Medaillen in Graz
am 9. 10. 1987**

Sie haben mich liebenswürdigerweise eingeladen, zur Verleihung eines Preises für »Gutes Bauen« etwas zu sagen, und mein lieber, alter Freund Hubert Hoffmann hat diese Einladung besonders unterstützt. Ich gestehe allerdings, daß ich es immer für problematisch gehalten habe, heutige bauliche Möglichkeiten und Ergebnisse nur einfach mit »gut« oder »schlecht« zu qualifizieren.

Aber die sehr überzeugende Auswahl Ihrer bisher verteilten Preise ermutigt mich hier doch zu fragen, was heute und künftig am Bauen oder an den Bauten gut sein könnte, und, da Bauen ja nicht Selbstzweck ist, für wen:

Für die Grundstücksmakler und Baumeister ist es sicher gut, wenn viele, möglichst große Grundstücke und Häuser verkauft und breite Straßen zu ihnen geplant werden, für die Landschaft aber meistens nicht.

Für die Betonindustrie ist es sicher sehr gut, wenn zufolge immer neuer Normen die Konstruktionen immer dicker, schwerer und teurer werden, für die Häuser und die Finanzen ihrer Bewohner aber sicher nicht.

Für die Eternit-Werke ist es sicher gut, wenn die Häuser ihre schwarzen Eternit-Mützen so tief wie möglich über die Augen ziehen – für das Stadtbild aber kaum.

Für die Baupolizei ist es sicher gut, wenn Bauwerber auch die fragwürdigsten Vorschriften widerspruchslos einhalten – aber ist das alles für die Bewohner, für die Frauen und Kinder in den Häusern wirklich gut?

Darum frage ich mich:

Wie müßten unsere Häuser aussehen, damit sie zeitlebens, viele Jahrzehnte lang so gut bleiben, daß sie Beschauern immer etwas zu sagen und, noch wichtiger, Benutzern, Bewohnern immer etwas zu geben haben? Das ist merkwürdigerweise früher ja dort am besten gelungen, wo anonyme Bewohner mit anonymen Handwerkern für sich selbst Wohnhäuser gebaut haben. »Architektur ohne Architekten« heißt ein schon viele Jahre lang erfolgreiches Architekturbuch. Sprechen wir der Ehrlichkeit halber also vom Bauen dort, wo nicht Architekten, sondern Bauleute am Werk waren, dann müssen wir Architekten zugeben, daß Laien und Handwerker mit ihrem Bauen lange Zeit mit sehr einfachen, natürlichen Mitteln und mit der durch die Umstände erzwungenen Rücksicht auf Landschaft und Klima eine menschliche Umwelt geschaffen haben, vom Gerät bis zum Stadtraum, die noch nach Jahrhunderten befriedigt, so sehr, daß sie mit ihren menschlichen Maßen und allgemein verständlichen Konstruktionen heute noch den Insassen der so stolzen modernen Wohnhausarchitektur als Zuflucht an den Wochenenden und Ferien dient. Und wir erinnern uns, daß Architekten bis vor hundert Jahren nicht diese

vielen Wohnhäuser, sondern fast nur die wenigen öffentlichen Bauten entworfen haben, die Paläste, Schlösser, Tempel, Kirchen, Rathäuser, Triumphbögen, Museen und Mausoleen, kurz die Denkmäler aller Art, und selbstverständlich ist es dabei auf etwas ganz anderes, ja um das Gegenteil dessen gegangen wie beim Wohnhaus: nämlich nicht um eine bescheidene, anheimelnde Welt menschlichen Maßes, sondern um das Setzen weithin sichtbarer Zeichen, um die bis zur Repression reichenden Repräsentation der jeweils herrschenden Auftraggeber, um die weithin sichtbaren monumentalen, unvergänglichen Zeichen ihrer Macht – und je größer, höher, imponierender, umso besser – auch für den Architekten!

Achsialsymmetrische Gebäude, deren Struktur sich ganz auf den eigenen Mittelpunkt bezieht, die sich als Mittelpunkt fühlen und darstellen, auf die von weither geradlinige Blickachsen und damit die Blicke der Bewohner geführt werden und von denen aus man die Umgebung überschaut, das waren immer und überall Machtsymbole – bis zu den Achsen von Hitler, Stalin oder des Schah von Persien, der mitten in seine Lehmstädte Straßenachsenkreuze schlagen ließ, in deren Mittelpunkt eine vergoldete Schah-Statue stand.

Dabei hat früher die Masse kleiner, bescheidener, anonymer Wohnhäuser den großen öffentlichen Bauten Maßstab gegeben, ist im spannungsvollen Kontrast beider die für jede Gesellschaft charakteristische Polarität zwischen privater und öffentlicher Sphäre zum Ausdruck gekommen, so daß damals »Bauen« einerseits und »Architektur« andererseits in einem spannungsreichen Zusammenspiel den sinnbildlich sichtbaren Ausdruck der Gesellschaft gebildet haben, an jeder Stadtsilhouette schon von weitem ablesbar.

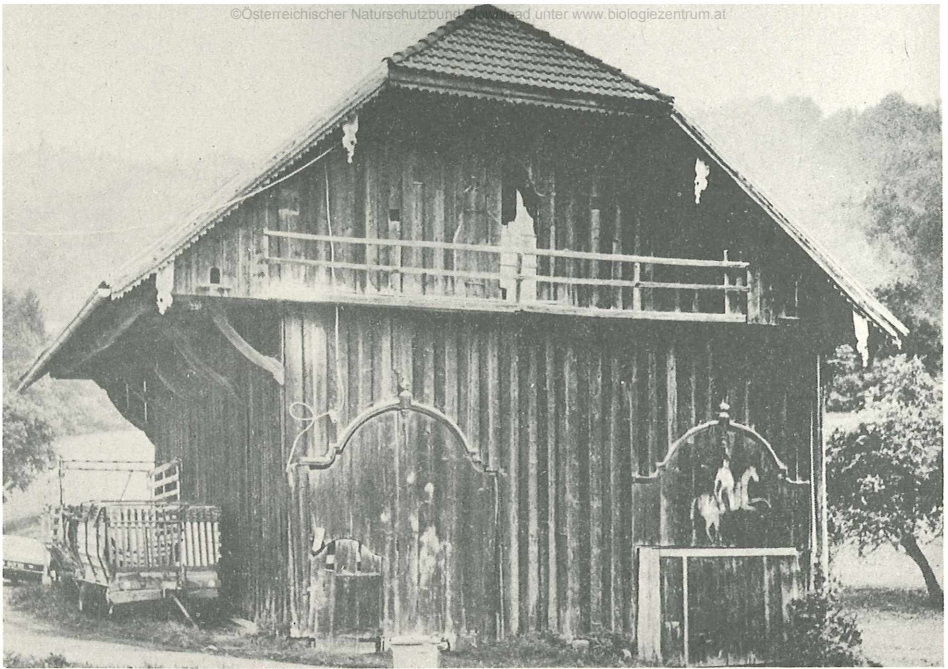
Das alles ist verlorengegangen, seit vor 100 Jahren das Wohnhaus der modernen Großstadt in den Arbeitsbereich des Architekten einbezogen und dabei monumentalisiert worden ist, – vom gründerzeitlichen Miethaus hin zur massenhaften Vermarktung moderner Architekturvorstellungen und der verhängnisvollen Verknüpfung von Bau- und Bodenspekulation mit Geltungs- und Reklamebedürfnis in der Hochhausmode dieses Jahrhunderts.

Damit ist Regel geworden, was früher Ausnahme war.

Architekten haben sich eben von Repräsentation und Monumentalität aber auch dann nicht leicht getrennt, wenn sie für gewöhnliche Leute gewöhnliche Wohnungen bauen, deren privater Charakter das Gegenteil eines Monuments, nämlich Kleinmaßstäblichkeit und Introvertiertheit, verlangt hatte.

Natürlich ist von der Repräsentation der alten Mächte zu der der neuen Mächte nur ein kleiner Schritt gewesen: Zur Repräsentation heutiger Macht – der Bauherrn, Konzerne und Verwaltungen – hat die moderne Technik nicht nur die nötigen Größenordnungen ermöglicht, sondern auch die Loslösung von Klima, Landschaft und Stadtbild – und schon gleichen sich die Hochhäuser von Chicago, Hannover oder Wien wie ein Ei dem anderen. Der Gesichtsverlust aller Städte ist in vollem Gange.

Da man aber mit Technik alles zu können glaubt, haben Architekten es nicht mehr nötig, sich nach der Sonne zu richten, und Wärme zu gewinnen, den Wind zu



Entnommen aus dem Buch: Otto Swoboda, Alte Holzbaukunst in Österreich, Band 3, Otto Müller Verlag

beachten, vor dem man die Bewohner schützen soll, oder nach dem Schatten zu fragen, den ein Baum ihnen geben könnte. Konnten z. B. die Bewohner alter Häuser mit vielfach verstellbaren Fensterläden noch persönlich auf Wetter und Jahreszeit reagieren, so verschwinden die Räume heute hinter verspiegelten Fassaden, die Licht und Wärme nicht nur während der Minderzahl jener Stunden abhalten, an denen wir unter Übermaß an Sonne leiden, sondern auch an all den zahlreicheren und kühleren Stunden all der Monate, an denen wir Licht und Wärme benötigen würden.

Gegenüber allzu offenkundig repräsentativen Ansprüchen ist die Rücksicht auf das Klima zurückgedrängt, Material- und Energieverschwendung selbstverständlich, Reaktionen der Benutzer auf Wetter, Jahres- und Tageszeit sind unmöglich geworden. Mensch, Haus und Stadt sind aus den wichtigsten Zusammenhängen mit der Umwelt, mit Himmelsrichtung, Jahreszeit und Wetter herausgelöst. Die Opfer dieser desintegrierten Architektur sind Gefangene eines technischen Apparates geworden – womit Architektur wieder Sinnbild gesellschaftlicher Verhältnisse geworden ist.

Was hat Bauen solcherart zur Lösung der Probleme der Gesellschaft beigetragen – oder sollte es diese Probleme vielleicht verschärft und verewigt haben, ja sogar zu ihrer Entstehung beigetragen haben, wenn zum Beispiel 40% aller Energie, die in der Welt verbraucht wird, nur zur Heizung und Kühlung von Gebäuden, 15%

für Verkehr, der Rest für alles andere dient – während man bis vor hundert Jahren vergleichsweise fast ohne Energieaufwand gewohnt hat und manchmal vielleicht angenehmer als heute?

Was bedeutet es, wenn heutige Architekten in ihren Städtebauvisionen und -utopien die moderne Stadt in grenzenloser Megalomanie und Technisierung als riesigen technischen Apparat oder als Flugzeugträger darstellen? Während man überall zu erkennen beginnt, in welchem gefährlichem Maße die unvergleichlich bescheidenere, schon erreichte Technisierung die Bewohnbarkeit der Städte und die Gesundheit der Bewohner bedroht, die Umwelt zerstört, die Ressourcen verbraucht, – scheinen in den Architekturutopien der Avantgarde die Begriffe, die Vorstellungen natürlicher Umwelt, ökologischer Gesetze, menschlicher Maße und seelischer Bedürfnisse, ja scheint der Mensch selbst verschwunden.

Mitscherlich hat dazu gesagt:

Es ist aber nicht möglich, von der Seite der rationellen Technik her menschliches Zusammenleben zu planen. Denn die Techniker haben sich seit Leonardo da Vincis Kriegsmaschinen als die Verbündeten der absoluten Herrschaft erwiesen. Ihr Fortschritt ist der Fortschritt immer weiterreichender Manipulation der Naturkräfte – auch im Menschen. Nicht der Fortschritt, den wir erwarten, wenn wir die mörderischen Konflikte der Menschen untereinander betrachten. Da ist nichts von Erkenntniszuwachs zu spüren

Im selben Sinn hat Posener unlängst Sempers Äußerungen zitiert:

»Wo aber immer ein neuer Kulturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienst, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger zivilisatorischer Einfluß wurde stets erkannt und ihren Werken mit bewußtem Willen der Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, sozialen und politischen Systeme erhob.«

Während all dieser Skepsis gegenüber den Triumphen des Machbaren, gegenüber technischen Großleistungen, gegenüber Megalomanie der Macht und während allgemein wachsender Sorge um die Erhaltung der Umwelt, um die Bewahrung der Lebensgrundlagen – zeigt sich die internationale Avantgarde der Architekten also immer von neuem von formal-ästhetischen Problemen fasziniert, von einem »Ismus« zum anderen getrieben, in einem Tempo, das zur Dauerhaftigkeit der Produkte in merkwürdigem Gegensatz steht, die diesen Moden folgen sollen – ohne daß der nötige Bezug zu den brennenden Lebensfragen der Gesellschaft zu finden wäre.

All dem gegenüber bestand aber Wesen und Bedeutung der vielgeschmähten modernen Bewegung darin, daß sie sich darauf besonnen hatte, daß Architekten, die Wohnungen bauen, weniger an Monumentalität und Repräsentation als vielmehr an die Erfüllung menschlicher Wünsche denken sollten. Deshalb hat Adolf Loos seinen Beruf mit den Worten beschrieben: »Ich helfe den Leuten, sich eine Wohnung einzurichten«, und Josef Frank hat über das Wohnhaus gesagt, es »ist Selbstzweck, es hat durch sein Dasein den Menschen zu beglücken und in jedem

seiner Teile zu seinem Vergnügen beizutragen«: »Heute liegt uns alles Pathetische meilenfern«, hat damals ja auch Taut gesagt.

Unpräzise Haltung sollte aber nicht mit Phantasielosigkeit verwechselt werden. Auch die Auffassung von Funktionalismus als einer nur rationalen Arbeitsweise beruht auf der Unkenntnis seiner ursprünglichen Bedeutung, die selbstverständlich auch alle psychischen, nicht ohne weiteres meßbaren Funktionen eingeschlossen hat. Ebenso könnte man auch die alten anonymen Bürger- und Bauernhäuser in aller Welt funktionalistisch nennen – sie funktionieren – und das ist hoffentlich keine Schande: ohne Pathos erfüllen sie alle Bedürfnisse einschließlich derer nach Geborgenheit, Identität und Selbstverwirklichung und sie ordnen sich der Umgebung ein, weil sie keine Herrschaftsansprüche stellen.

Nicht umsonst hat man sich gerade in kritischen Zeiten immer wieder dieses Bauens erinnert, um daraus zu lernen. Man sollte also vermeiden, die bedauerlichen Ergebnisse der kommerziellen Vermarktung der Moderne mit ihrer Gleichförmigkeit perfektionierter Riesenbauten den Pionieren des modernen Bauens anzulasten! Um wie vieles sind die Zeichnungen, Schriften, Bauten, die Gedanken Le Corbusiers, Mies van der Rohes, Neutras oder die Wrights von den neuen Elektrizisten, den Strukturalisten, Metabolisten und Manieristen der letzten Jahre an Gedankenreichtum und Phantasie, an Poesie und Einfühlungsvermögen oder an Verantwortungsbewußtsein übertroffen worden?

Viele Mißverständnisse könnten vermieden werden, wenn klarer als bisher zwischen Architektur und Bauen unterschieden würde. Die Gründer der modernen Bewegung haben das wohl gefühlt. Mit großem Ernst und Verantwortungsbewußtsein



*Entnommen aus dem Buch: Johann Kräfner, Peter Daniel Wolfkind, Dächer
Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, Elemente der Architektur*

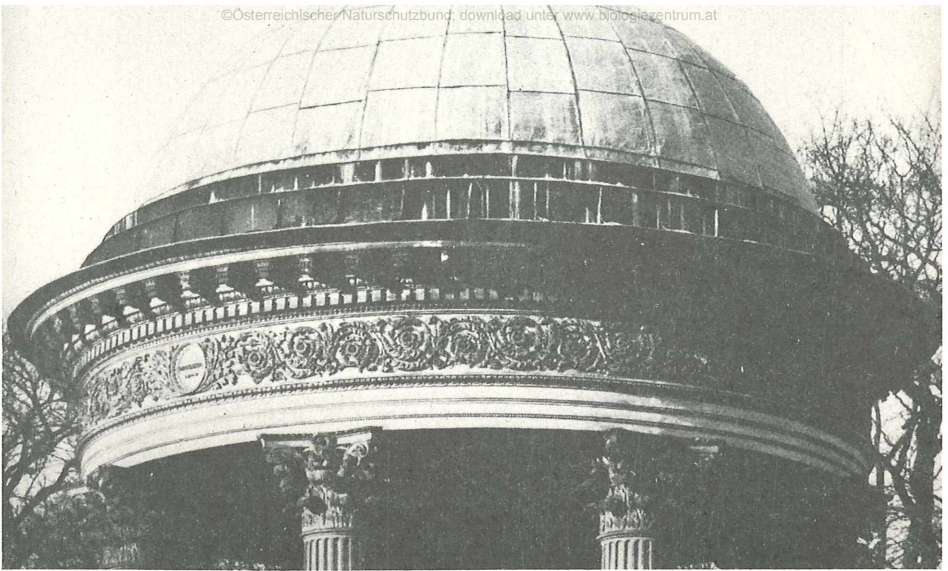
wußtsein unter schwierigen Verhältnissen um eine Verbesserung der Lebensverhältnisse, vor allem der Wohnung, bemüht, und gleichzeitig die pathetische und artifizielle Architektur des vergangenen Jahrhunderts in Erinnerung, hat man wohl gewußt, warum man in Weimar ein »Bauhaus« und kein »Architekturhaus« gegründet hat!

»Der Bagedanke soll die verlorene Einheit wiederbringen« hat Oskar Schlemmer dazu gesagt. Integriertes Bauen – im Gegensatz zu desintegrierter postmoderner Architektur – war bezeichnenderweise der Grundgedanke auch der Gartenstadt-bewegung und des Werkbundes, denen es immer wieder um Zusammenarbeit der verschiedenen Handwerker, um volkstümliche – man möchte sagen bürgernahe – gemeinsame Arbeit in möglichst selbständigen, dezentralen, kleinmaßstäblichen Sozialstrukturen gegangen ist. Im Gegensatz zu der an wechselnde Stile gebundenen, zeitgenössischen, internationalen Architektur – Architektur war immer zeitgenössisch und immer international – war solches Bauen immer sehr zeitlos, umso mehr aber an den Ort mit all seinen Bedingungen gebunden. Es hat eine Einheit mit den Lebensbedürfnissen und den Lebensäußerungen, mit den gesellschaftlichen Vorstellungen, aber auch mit den örtlichen Möglichkeiten und Gewohnheiten gebildet und mit dem Unbewußtsein, das Gefühl und Wünsche mitbestimmt. Im Zusammenhang mit den archetypischen Vorstellungen des Unbewußten, hat selbstverständlich auch dieses anonyme Bauen seine besondere Zeichenhaftigkeit. Bauen will aber nicht überraschen oder imponieren, sondern sich einordnen, mit anderen Lebensäußerungen eine Einheit bilden, Bedürfnissen und Wünschen entsprechen – möglichst ohne allzusehr den Mächten dienen zu müssen, die die Zeit gerade beherrschen, ohne repräsentative oder repressive Absichten und Gedanken.

Heute erinnern uns drohende – und schon eingetretene – Umweltkatastrophen an den folgenschweren Zusammenhang all unserer Handlungen, besonders aber unseres Bauens, mit einem Umraum, der weit über die Stadt und auch schon über das hinausgeht, was wir Landschaft nennen. Sie erinnern uns, daß alles, was wir bauen, Teil eines nicht nach technischen, sondern nach sehr empfindlichen biologischen und ökologischen Gesetzen funktionierenden Ganzen ist, mit dem es eine Einheit bilden wird müssen.

Daraus müssen Konsequenzen gezogen werden – und zwar ausnahmslos, von allen Fachleuten, die bisher mehr oder weniger selbständig, selbstverantwortlich und oft genug selbstherrlich gearbeitet haben.

Um die Integration der Stadt in die Kulturlandschaft ringsum ist es schon Ebenezer Howard, Martin Wagner und Leberecht Migge gegangen. Wenn Migge sich bei seinen auf passiver Solarenergienutzung, ökologisch orientierter Wasser- und Kompostwirtschaft beruhenden Siedlungen auf China berufen hat, erinnert er uns daran, wie lange Zeit ein mit der Natur übereinstimmendes, industrielles System auch in dichtest besiedelten Räumen funktioniert hat – auf Grund einer Philosophie, von der der Taoist Dsuang Dsi gesagt hat: »Was wir die Welt nennen, ist die Einheit aller Geschöpfe.«



*Entnommen aus dem Buch: Johann Kräftner, Peter Daniel Wolfkind, Dächer
Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, Elemente der Architektur*

Und eine nachindustrielle Zeit, die Material und Energie nicht mehr verschwenden wird wollen, wie bisher, um sich nicht weiter einer lebensbedrohenden, ebenso grenzenlosen wie skrupellosen Energieerzeugung auszuliefern, wird also vielleicht einiges von der vorindustriellen Zeit lernen können, die Energie noch nicht verschwenden konnte.

Und dasselbe gilt ja von Wasserwirtschaft, Abfallwirtschaft, oder von der Verbesserung und Gestaltung des Lebensraumes durch sinnvolle Verwendung von Vegetation.

Leider ist Vieles von dem, was präindustriellen Kulturen diesbezüglich geläufig war, durch das kommerzielle Angebot industrieller Hilfsmittel vergessen. Anstelle sinnvoller und sparsamer, dezentraler Nutzung der Ressourcen, z.B. auch von Wasser und Energie, ist diese auch dort, wo das nicht nötig wäre, durch große zentrale Systeme verdrängt worden, die über kostspielige Versorgungs- und Transportnetze, über Verwaltungs- und damit Herrschaftstrukturen das vermitteln, was früher der Einzelne unmittelbar selbst nützen konnte und künftig nützen könnte: z.B. Wärme und Energie aus Sonnenkollektoren, Windrädern, Kleinkraftwerken und Biomasse.

Leider hat sich aber trotz alledem in unserer städtebaulichen Entwicklung gegenüber der »steinernen Stadt« des vorigen Jahrhunderts, der Stadt der Zinskasernen und des Straßenkults bisher weniger geändert als man glauben möchte:

Viele Bauordnungen kennen die Sonne nicht einmal dem Namen nach. Ihnen ge-

nügt die Berechnung einer »Belichtung« als Funktion der Fläche von Fenstern, gleichgültig wo sie liegen und woher sie ihr Licht erhalten oder das Luxmeter, als ob Wohnungen von Apparaten bewohnt würden; und natürlich interessiert sie weder die Belichtung noch die Besonnung der Freiräume zwischen den Häusern, obgleich deren Bewohnbarkeit und Bepflanzbarkeit entscheidend von der Besonnung abhängig ist. So orientieren wir nach wie vor große Teile unserer Wohnhäuser so, daß die Freiräume minimal besonnt und maximal beschattet werden, obgleich – wie ich schon 1960 nachgewiesen habe – die günstigste Orientierung der Fensterfronten nach Süden für die Besonnung der Wohnungen gleichzeitig auch die günstigste Besonnung der Gärten ergibt.

Das haben nicht nur Migge und Häring, sondern alte Kulturen gewußt. Das haben unlängst zwei Berliner Archäologen am Beispiel von Reihenhaussiedlungen des perikleischen Athen gezeigt, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit südorientiert waren.

Nach wie vor schicken wir das Regenwasser über undurchlässige Pflasterungen in die Kanäle, die Wurzeln der Bäume erreichen das sinkende Grundwasser nicht mehr. Die Zinskasernen haben, wie ihre Grundlage, die Bodenspekulation, ihre Steigerung, ja Übersteigerung in der Megalomanie der Wohnhochhäuser gefunden; und der alte Straßenkult ist harmlos gegenüber dem modernen Verkehrskult, dem riesigen Landverbrauch der Autobahnen usw. mit ihren Kleeblättern, die so groß sind, wie die ganze Altstadt von Salzburg, und den Betonbauwerken ihrer Auf- und Abfahrten. So bleibt die Stadt von den natürlichen Lebensgrundlagen abgekoppelt.

Erst diese letzte technische Steigerung hat das System ad absurdum geführt; ad absurdum durch das Urteil der Bewohner, die diese Stadt bei jeder Gelegenheit verlassen; und diese Wochenendfluchten mit den katastrophalen Folgen der Landschaftszersiedelung verschlechtern mit ihrem ungeheuren Aufwand für Verkehr und Energie die Verhältnisse in der Stadt immer weiter.

Aber auch mit ihren Bürgerinitiativen ist die Bevölkerung immer wieder gegen Verkehrs- und Technisierungsfolgen, für die Erhaltung von Bäumen und Natur eingetreten. Wenn wir unsere Aufgabe nicht in der Diktatur fachlicher Spezialvorstellungen, sondern als Mitarbeit in einem Lebensraum nach den Bedürfnissen und Wünschen der Bewohner auffassen, werden wir aus all dem Konsequenzen ziehen müssen.

Das wird eines Umdenkens bedürfen, wie es heute im Westen vielfach schon durch Rückbau technischer Großleistungen, Demolierungen von Hochhäusern, usw. praktiziert wird.

Eine alte türkische Stadtbauregel soll gelautet haben. »Du sollst dein Haus bauen, daß du Sonne und Aussicht gewinnst, aber du darfst Sonne und Aussicht deinem Nachbarn nicht wegnehmen.«

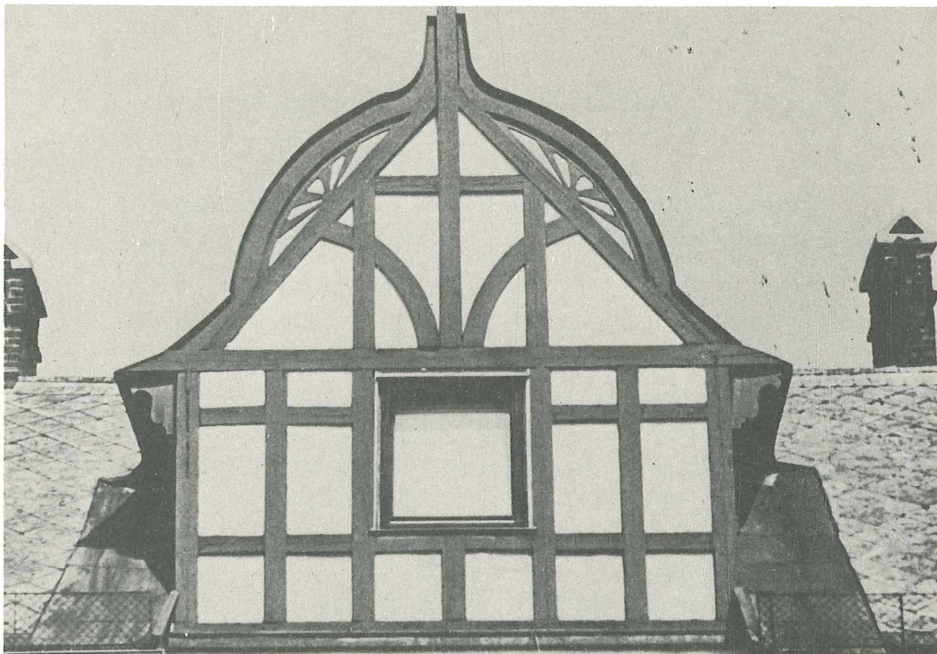
Sie hat neben der Sonne sehr bemerkenswerterweise auch die Aussicht, also einen rein psychologischen Wert zu den Lebensrechten des Menschen im Stadtraum gezählt und berücksichtigt. Sie hat Städtebau als gebautes Muster gesellschaftlichen

Verhaltens aufgefaßt und damit — wie die Städte der alten Hochkulturen zeigen, — viel bessere Ergebnisse erzielt als wir mit unseren 3 m »Bauwich«, 5 m Vorgarten, Baufluchtlinien, Bauklassen und Nutzungsziffern, mit denen man den wesentlichen biologischen, ökologischen, gesellschaftlichen und vor allem psychologischen und räumlichen Notwendigkeiten nicht gerecht wird, sodaß unsere Städte, die nicht mehr aus Räumen, sondern aus Zwischenräumen bestehen, zweifellos auch von der Seele der Bewohner abgekoppelt sind!

Die Welt der Wochenendhäuser und Dörfer und kleinen Städte in die die Städter flüchten, unterscheiden sich von dieser heutigen Stadt durch mehr Naturnähe, ungezwungeneren Naturzugang, persönlichere Atmosphäre, Kleinmaßstäblichkeit und technische Einfachheit — durchwegs das Gegenteil jener technischen Großleistungen, auf die die betreffenden Fachleute so stolz sind.

Unter diesen Gesichtspunkten können wir dann von »Gutem Bauen« sprechen, wenn es dem Leben in jeder Form gerecht wird, also nicht nur auf die Entstehung von Gebäuden, sondern viel mehr auf geeigneten Lebensraum in und zwischen ihnen gerichtet ist, und an einer als lebendiges Ganzes aufgefaßten Umwelt mitwirkt.

Dabei kann Pflege und Bewahrung gebauter und natürlicher Substanzen so wichtig sein, wie Neubau. Eine »Öko-Siedlung« ist mehr eine Frage des Verhaltens der Bewohner, des sinnvollen Umganges, der Verwertung und Wiederverwertung von Rohstoffen, Wasser und Abfällen, als eine des Bauens. Weshalb unsere Klein-



Entnommen aus dem Buch: Otto Swoboda, *Alte Holzbaukunst in Österreich*, Band 3, Otto Müller Verlag

gartenhütten meist die besten »Öko-Häuser« sind – besser als ein bewohnbares Hundertwasserbild.

Außerdem erhalten oder pflanzen wir zum Beispiel Bäume nicht nur um des Sauerstoffs, der Luftfeuchtigkeit und Kühlung, nicht nur um des Windschutzes und Schattens willen, den sie geben, sondern als ein vielen Kulturen und Zeiten geläufiges Sinnbild des Lebens, als ein starkes, wichtiges und aussagekräftiges Element einer als Ganzes lebendigen Umwelt.

Sogesehen ist nicht nur bauen, sondern auch Rückbau zu weit getriebenen Bauens, Rückbau kanalisierter Bäche und Flüsse zu natürlichen Gerinnen, Rückbau zu hoher Häuser in solche menschlichen Maße, wie er in den westlichen Ländern schon längst im Gange ist, keineswegs Rückschritt, sondern wird im Gegenteil vielleicht der wichtigste Fortschritt sein – Fortschritt zur Wiedergewinnung einer ökologisch und biologisch intakten Welt menschlichen Maße und wohnlicher Atmosphäre! Das alles bedeutet selbstverständlich nicht die Maskierung kleiner Wohnhäuser moderner Stadtbewohner zu Pseudo-Bauernhäusern, kann nicht den Lederhosenstil bedeuten, sondern die Notwendigkeit, mit den Mitteln von heute, unter bescheidenstem Aufwand, immer von Neuem, eine in jeder Hinsicht lebensgerechte Lösung zu finden!

Professor DDr. H. C. Roland Rainer, Architekt, 1130 Wien, Fasholdgasse 3.

Wolfgang Schaaf

Die Organische Müllabfuhr (OMA) in Bayreuth

**Referat anlässlich der Tagung »Mülltrennung in Salzburg«.
Veranstaltet vom ÖNB und der Salzburger Umwelthanwaltschaft.**

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zuerst möchte ich mich ganz herzlich beim Veranstalter bedanken, der uns die Möglichkeit gibt, unser Projekt hier in Salzburg vorzustellen.

Ich möchte gleich am Anfang darauf hinweisen, daß dieses Projekt und die Vorstellung auf ganz anderem Level läuft, als die im ersten Vortrag gehörten Projekte in Bad Dürkheim und Zürich. Erstens was den Umfang betrifft und zweitens was auch die zur Verfügung stehenden Mittel und Aufwendungen betrifft. Es ist eine rein private Initiative, die sich in Bayreuth gegründet hat, die im Prinzip auch ohne eigene Mittel auskommen muß. Kurz zur Entstehung der Organischen Müllabfuhr in Bayreuth: sie geht zurück auf einen Arbeitskreis Umwelt an der Universität Bayreuth, der sich im Jahr 1982 gegründet hat, bestehend aus Studenten der Richtungen Geoökologie, Biologie und Geographie und anderen Mitarbeitern der

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1987

Band/Volume: [1987_5-6](#)

Autor(en)/Author(s): Rainer Roland

Artikel/Article: [Bauen und Architektur; Vortrag gehalten anlässlich der Verleihung der Geramb-Medaillen in Graz am 9. 10. 1987 155-164](#)